Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich — Halle a. S., den 30. August — 1921 / Nr. 192

Der treue Bruder.

Humoreske von
Gustav Hochstetter.

(Nachdruck verboten.)

„Nein, was sind wir Männer doch für unterschiedliche Geschöpfe!“ dachte ich im stillen ein über's andere Mal, während die vornehme, weißhaarige Dame in der Hotelhalle mir gegenübersaß und unaufhörlich von den Tugenden ihres Bruders vorschwärmte. Solch ein Bruder war noch nicht dagewesen. Er war Gutsbesitzer, Junggeselle, stark um die Fünfzig herum, und hatte den ganzen Rest seines irdischen Daseins ihr, der einzigen Schwester, geopfert. Seit sie verwitwet war, ließ er sie in all den Jahren keinen Augenblick allein . . .

Da entdeckte ich einen kleinen Widerspruch. Gestern, beim Tee, als Frau Christine mich mit der alten Dame bekannt gemacht hatte, war der treue Bruder nicht dabei gewesen. Jetzt, während ich ohne Zeugen mit der weißhaarigen Baronin plauderte, war er wieder nicht dabei. Und er ließ sie keinen Moment allein? Wo war er denn?

„Er läßt sich rasieren,“ sagte die Baronin, unendliche Güte in ihrem erklärenden Lächeln. „Er ist so eigen. Rasieren, frisieren, maniküren, er weiß, ich halte darauf. Dafür opfert er seinen halben Nachmittag . . .“

Nein, der Bruder! Immer opfert er! Sogar beim Friseur! Wenn ich solch ein höheres Mannswesen mit meiner eigenen Erbärmlichkeit vergleiche! Ich opfere nie. Und wenn ich opfere, dann nie meiner Schwester. Und ich hatte gedacht, darin seien wir Männer einer wie der andere.

Aber es kam noch toller. „So lebt er nun jahraus, jahrein mit mir auf unserm Gute. Nur einmal in der Woche autelt er nach Berlin.“

„Um sich ein bischen auszuleben?“

„Ach wo! Nicht die Spur! Zu seinem Schneider! Er weiß, ich halte auf Gutangezogenheit. Da opfert er jede Woche das bißchen Zeit, das zum Anprobieren und Auswählen gehört. Und nimmt gleich im Auto die paar Anzüge mit, die frisch aufgebügelt werden sollen.“

„Da autelt Ihr Herr Bruder vormittags vom Gute fort und ist nachmittags wieder zuhause?“

„O wie gerne möchte er das!“ rief sie mit ihrem gütigsten Lächeln. „Aber es geht nicht. Er läßt in einem großen Geschäft arbeiten, wo es sehr streng zugeht. Da dürfen die Zuschneider erst spät abends Anproben abhalten, wenn sie mit ihrer sonstigen Arbeit fertig sind. Nach sieben. Es soll sogar oft acht Uhr und später werden, bis der Zuschneider meines Bruders Zeit für ihn hat. Da muß mein armer Bruder leider immer über Nacht in Berlin bleiben; denn bei seiner Kurzsichtigkeit — er trägt ein Monokel! — kann er der stets selber hauffiert, nicht zurückautein.“

„Und das läßt sich die Kundschaft dieser Firma gefallen?“

„O, da ist jeder Herr froh, wenn er überhaupt als Kunde angenommen wird. Die Leute arbeiten blendend! Und wenn mein Bruder die halbe Nacht auch auf seinen Zuschneider warten müßte, nie würde er anderswo arbeiten lassen, ich würde es ihm auch niemals erlauben. Das Opfer bringt er mir.“

Ich weiß nicht, warum — aber in diesem Augenblick tauchte vor meinem geistigen Auge das Bild eines lebenslustigen älteren Herrn auf, den ich kennen gelernt hatte, als ich bei meinem Schneider wartete. Der lebenslustige Graf war der vollkommste Gegensatz zu dem treuen Bruder der verwitweten Baronin; so oft ich ihn sah, war er in Begleitung eines allerliebsten blonden Filmfräuleins; vorgestern sah ich ihn hier, im Kurgarten, mit eben demselben entzückenden Mädel auf einer diskreten Bank sitzen. So lang er in Berlin bei unserem Schneider anprobte, thronte sie in seinem wartenden Auto und jeder Vorübergehende sah sich nach ihrer blonden Lieblichkeit um. Der verstand zu leben, dieser Graf. Der Bruder meiner Baronin? der verstand nur zu opfern! . . . nein, was sind wir Männer doch für unterschiedliche Geschöpfe!

Mein weißhaariges Gegenüber unterbrach diese Erinnerungen: „Auch Sie sind immer fehr gut angezogen, Herr Doktor,“ bekomplimentierte sie mich, „wo lassen Sie in Berlin arbeiten?“

„Bei Herrmann Hoffmann,“ wollte ich antworten, bevor ich jedoch die Endsilbe dieses kurzen Satzes geäußert hatte, unterbrach mich die Baronin: „Aber da läßt ja mein Bruder auch arbeiten! Also müssen Sie auch immer spät nachts anprobieren?“

Ich wollte der Baronin antworten, daß das keineswegs der Fall ist, daß — ganz im Gegenteil — bei meinem Schneider in allen Räumen Plakate aushängen, durch die gebeten wird, vor fünf Uhr nachmittags anzuprobieren, weil alle Zuschneider um fünf wegzehen. Ich wollte so unvorsichtig sein, das zu erwidern. Aber glücklicherweise gelang's mir nicht; denn die liebe alte Dame sprang auf und jubelte: „Da kommt mein Bruder!“

Wer kam? Wen stellte sie mir vor?

Meinen lebensluftigen Grafen. Er war der unentwegte Opferer. Wir taten, als kennen wir einander noch nicht. Aber ich kannte ihn nur zu gut. Er verstand, gleichzeitig zu opfern und sich zu amüsieren. Er wußte jedes abendliche Stellchchen in eine abendliche Anprobe umzuheucheln. Weil die Schwester darauf hielt, ließ er sich stundenlang rasieren, frisieren, maniküren — jawohl, auf einer diskreten Kurparkbank, von einem schlanken, blonden Filmfräulein . . .

Ich sagte nicht viel. Ich biß mich auf die Lippen. Und ich dachte: wir Männer sind eigentlich gar nicht so unterschiedliche Geschöpfe. Wir sind — einer wie der andere.

Aufwärts?

Von
Werner Richter.

Irgendwie hat jeder, der vorurteilslos dieses sommerliche Berlin betrachtet, den Eindruck einer Aufwärtsentwicklung, einen Eindruck allerdings, dessen Ursprünge um so schwerer festzustellen sind.

Gewiß resultiert er nicht aus der beispiellosen Hochkonjunktur, die wieder einmal an der Börse herrscht, die die Maklerbureaus zu ununterbrochener Nachtarbeit zwingt und die Depositenkassen mit einer Ueberfülle von Korrespondenz überflutet, während sich vor ihren Schranken täglich neue Kunden-Polonäjen bilden. Alle Welt weiß ja, daß es sich hier weit weniger um solide fundierte Unternehmungslust, als hemmungslosen Spekulationstrieb handelt, daß sogar manche industriellen Unternehmungen, deren Aktienkurs fortgesetzt steigt, zu Betriebseinschränkungen und Arbeiterentlassungen gezwungen sind.

Die Arbeitsnachweise, die Zahlstätten der Erwerbslosenunterstützung bieten heute in der Tat ein Bild, das für lange das Lachen verlernen läßt. Tag für Tag schleppt sich hier dieselbe düstere Prozession müder, blasser Gestalten hin, manche von langem Warten abgestumpft, andere aber nervös und beim geringsten Anlaß zu polterndem Auffahren bereit. Allenthalben im hastvoll brodelnden Straßentreiben tauchen totenblasse, schweißfeuchte Gesichter auf mit kurzatmig aufgerissenen Mündern, besonders bei älteren Männern und ganz jungen Mädchen. Man hört, daß die Tuberkulose schrankenlos wütet, schwer desinierbare Nervenleiden überall wuchern

Die Krankenkassen vermögen kaum zu helfen; es sei denn, sie könnten die halbe Stadt für Monate aufs Land verpflanzen.

Ein Uebriges, den körperlichen Verfall zu beschleunigen, tut der Mangel an Wohnraum, die Einpferchung großer Menschenmassen in engen, von Schimmel starrenden, von üblen Dünsten erfüllten Häusern. Da die Mieten künstlich niedrig gehalten werden mußten, ist der Zustand mancher Mietskasernen, in denen seit sieben Jahren keine Reparatur vorgenommen wurde, einfach unbeschreiblich. Oft steigen von den Trottoirs mächtige Staubwolken unter Gekrach auf, wenn von den Fassaden der Putz in großen Brocken herabfällt.

Kann das Fazit dieser Tatsachen ein anderes sein als eine starke Zunahme der (volkswirtschaftlich gesehen) unproduktiven Erwerbsarten: des Straßenhandels, der Straßenmusik, der Bettelei, des Verbrechens, Schwärme von mehr oder wengier illegalen Händlern bevölkern Tag und Nacht die Straßen; Kriegsinvaliden mit entblößten Kunstgliedern hocken an Brückengeländern; Sänger in feldgrauen Blusen erscheinen Tag für Tag in den Höfen, die mit schallender Stimme ihre schrecklichen Kriegsabenteuer klagen. In keinem Hausflur sind Glühbirnen und Treppenteppiche vor kühnen Dieben sicher. Auf den Wiesen im Treptower Park schwindeln vagabundierende Spielbankhalter der Arbeiterschaft des Südostens, die hier Erholung sucht, ihre sauer erarbeiteten Löhne ab; in verschwiegenen Waschküchen brauen Verantwortungslose zweifelhafteste Spirituosen zusammen. Zu gewissen „Pensionen“ des Westens sind — wie unlängst festgestellt wurde — Vergehen gegen minderjährige Mädchen geradezu zu einem gewinnbringenden Geschäft systematisiert worden.

Die Sucht nach Genuß und Bewußtlosigkeit, die Scheu vor Schmerz — das ist überhaupt eines der auffälligsten Vermächtnisse der Kriegsjahre; aus den Feldlazaretten stammt ja ganz direkt die staunenswerte Popularisierung des Morphiums und des Kokains; nicht nur in der Berliner Groß-Bourgeoisie, auch noch im Kleinbürgertum, ja in der Qualitäts-Arbeiterschaft trifft man Physiognomien von Morphiumsüchtigen, die verfallenden Züge, die krampfhaft verkleinerten Pupillen, die apathischen Bewegungen. Ein aufs feinste ausgeklügeltes System, das zahlreichen Zwischenhändlern Nahrung gibt, bringt die Rauschgifte in Umlauf; es sind sogar Rezeptblocks der bekanntesten Berliner Aerzte nachgedruckt worden, um die Apotheker zu betrügen.

Und trotz aller dieser Kennzeichen offenbaren Verfalls, man kann, allen feindseligen Schreiern zum Trotz, nicht daran zweifeln, daß die gegenwärtige Entwickelung der Reichshauptstadt die Richtung nach aufwärts genommen hat. Es ist unmöglich, schlüssige Beweise dafür beizubringen. Nur Symptome, halb gefühlsmäßig erfaßt, aber eben auch gefühlsmäßig untrüglich, lassen sich aneinander reihen.

Man kann etwa mit Genugtuung feststellen, daß die Straßenbahnen, die Untergrundbahnen, die elfenbeinweißen Autobusse mit restloser Pünktlichkeit verekhren, daß jeder Wagen sauber, jeder Metallteil blank, kein Polster defekt ist. Oder man erfreut sich daran, daß die Zentralmarkthalle, nun wieder gefüllt, ein Gemisch kräftigster Gerüche über einen ganzen Stadtteil strömen läßt, und daß der nachts Heimkehrende nunmehr wieder Wagen mit rasselnden Milchkannen begegnet. „Unter den Linden“ bezeugen die neu eröffneten Agenturen transatlantischer Dampfer das Ende der zermalmenden Blockade. Gewisse Fabriken, diejenigen etwa von Kleinmotoren, Textilwaren, Konfektion wissen sich vor Aufträgen des valutastarken Auslandes kaum noch zu retten, und ihre in die hellen Sommernächte hineinstrahlenden, erleuchteten Fenster verraten, daß die Arbeit hier nie aufhört.

Immer wieder kommt man in Berlin auf diesen einen Schluß: das wertvollste Kapital dieses an sich so wenig liebenswürdigen, so gar nicht einschmeichelnden Städte-Kolosses ist seine staunenswerte Arbeitsfreudigkeit und Arbeitsfähigkeit, ein Kapital, dessen Verläßlichkeit für denjenigen mindestens außer Zweifel steht, der die Berliner Industriearbeiterschaft kennt. Wer nur etwa gewohnheitsmäßig die ungeheuren von

Geschmückt mit Leichtsinns bunten Bändern . . .

Roman von
Fred Relius.

(Copyright 1921 by „Der Neue Zeitungs-Roman“, Leipzig.)

4. Fortsetzung. — Nachdruck verboten.

Des Tobenden Herrenstolz flammte. Aber wie er gegen den anderen wachsen . . . in trunkenem Zorn gegen ihn aufbegehren wollte, zuckte sein Blick über neugierig starrende, höhnisch lachende Menschen . . . über zerborstene Gläser . . . dunstende Asche . . . schalenden Sekt. Fing sich in dem von Sorge und Scham durchquälten, von perlenden Tränen schimmernden Augenpaar seiner Frau.

Da lachte er auf. Reckte die Glieder und straffte den Kopf.

„Was ist denn? Was gibt's denn zu schaun? Eigentlich wollte ich eine Rede halten. Aber ich glaube . . . wir gehen nun lieber heim.“

Na ja —. Man lachte. „Schrammel . . Walzer . .!“ Man tanzte und trank. Schlug die Moral mausetot. Leichtsinn heidi!

Hauptmann von Ellgott aber wendete den Kopf. Sah noch einmal in die feuchten, gequälten Augen seiner Frau. Er nickte ihr zu. Bat: „Komm . . . Herr Erkert, Sie besorgen wohl freundlichst 'ne Droschke. Ich erleid'ge die Zeche indessen.“

Sie gingen . . . . In der Seele des Trunkenen schalte der Rausch.

Und hinter dem Leichtsinn reckten sich Ekel und Scham.

* * *

Dresden früh morgens im Dämmern eines Dezembertages . . .

Die Prager Straße noch still — unbelebt. Schneeflocken fallen in diesem harten Frühwinter unentwegt — unentwegt auf das Glatteis des Bürgersteiges. Hinter Fenstern und Läden ruft der erwachende Tag die Menschen zu neuer Erdenqual — zu neuer Frohn um den Wucherpreis harter Existenz. Ein Pfund'scher Milchkarren — ein Bäckerjunge — hier und da ein früh zur Pflichtstätte eilender Arbeiter — — sonst nichts.

Schneeflocken fallen . . . Durch das dichter und dichter werdende Gewimmel köstlicher Weihnachtsflocken hebt sich hinter der Prager Straße quer über den Wiener Platz der Renaissance-Bau des Hauptbahnhofs Dresden-Altstadt. Dort erwacht der Tag nicht erst, dort pulst er bereits in geschäftiger Eile.

Droschken kommen und fahren.

Gepäckträger warten. Fassen. Und hasten dann vorgebeugt mit Koffern und Körben.

Strahlendes Lampenlicht in der Haupthalle. Vor den Billetschaltern ein stoßendes Schieben und Drängen. Ein Wimmeln von Menschen. Hasten und Fordern: erst ich . . . . erst ich!

Kampf . . . . .

Der Preis? Die Benutzung der Züge nach Berlin und nach Leipzig.

„Nehmen Sie mehr Rücksicht, Herr — ja?“

Teibellüttchen — Platz . . . machen Se mir Platz. Oder heeren Se. Ich versteh' Se keenen Spaß.“

„Teubel —. Ich kann mich selbst nicht rühren. Sehn Sie nicht, daß Sie 'nen Kriegsbeschädigten vor sich haben? Mein amputiertes Bein . . . Peu . . . Na endlich . . .“

„Kriegsbeschädigter“ — das half. Aus dem Gewirr der Schiebenden und Drängenden entschälte sich mühsam ein schlanker Herr — Offiziertyp — das Einglas im Auge.

Humpelte, den Stock mit der Gummisohle stelend, die lederne Reisetasche schwenkend, der Haupttreppe zu.

Als da in die Perpendikel-Bewegung der Ledertasche ein ruckartiger Stillstand kam. Denn auch ihr Träger hatte ganz plötzlich gestoppt.

„Donner . . . . Ist mir nicht so? Herr Erkert — Mensch, wie karrt Sie der Böse hierher?“

„Auf 'ner Droschke erster Güte. Zum letzten Male über'n Wiener Platz. Denn es geht heimwärts — nach Zoppot, ins Polenland. Uebrigens guten Tag auch, Herr Hauptmann!“

Schlank, rank, im blauen Ulster, den Velourhut schräg auf dem schmalen, vornehmen Kopf, der Oberleutnant Erkert auf der einen Seite — der kleine, verwegene und trunkfrohe Hauptmann von Elgott auf der andern.

So dies Zusammentreffen in früher Morgenstunde auf dem Dresdener Hauptbahnhof.

Und als knüpfe der Hauptmann sehr folgerichtig seine Beziehungen zu Erkert da wieder an, wo sie eine wüste Leichtsinnsszene durchschnitten, klang diese Frage:

„Gut bekommen?“

Das bekannte charmante Lachen des andern.

„Danke. Und selbst? Wie geht's der gnädigsten Frau? Uebrigens, Herr Hauptmann — wie gerne hätte ich den Herrschaften meine Aufwartung gemacht, aber . . . . ist es zu glauben? — in all dem Trubel unseres damaligen Zusammenseins erfuhr ich nicht mal Herrn Hauptmanns Adresse.“

„Hm . . . Sagen Sie mal . . .“ Während rings um sie Männer und Frauen zur Haupttreppe eilten und drängten, faßte Herr von Ellgott den andern vertraulich am Arm. Zog ihn der Richtung zu, nach der die Flut der Reisenden strömte. „Ich war wohl sehr betrunken?“ Dann aber stieß ein Blick auf die große Uhr über der Haupttreppe die labile Psyche des Herrn Hauptmanns flugs auf das Gebot der Stunde. „Herrgott, Bester — is ja höchste Zeit. Ich muß fort. Auf zwei Tage geschäftlich nach Leipzig. Auf Wiedersehen! Lassen Sie mal was von sich hören. Adieu — Adieu!“

„Empfehlung der gnädigsten Frau. Alles Gute, Herr Hauptmann.“ Ein Händedruck noch. Wie eine letzte sichtbare Erinnerung an eine Leichtsinnsepisode sah Erkert den lahmen Hauptmann mit seiner Prothese die Treppe hinauf humpeln. Hinter dem Fahrkartenschalter verschwunden.

Vorbei . . . . Mit einem halb wehmütigen, halb spöttischen Lächeln gedachte Herr Erkert, daß er auch jetzt

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210830021/fragment/page=0001

ihnen bewohnten Stadtviertel durchwandert, in denen die Menschen bei aller Sparsamkeit sauber und manierlich gekleidet sind, wo bescheiden angezogene, aber doch schon nicht mehr sichtbar unterernährte Kinder spielen, wo einem kaum je ein Betrunkener begegnet — der weiß, um welchen nüchternen, intelligenten und trotz alles berechtigten Selbstbewußtseins fast kindlich genügsamen Menschentyp es sich hier handelt. Und wer je die ernste Disziplin sah, mit der die tausendköpfigen Arbeiterheere am frühen Morgen unter dem Schreien der Sirenen von überfüllten Straßenbahnwagen herab durch die Fabriktore strömen, — wer etwa auch weiß, welcher Bildungseifer, welcher beinahe erbitterte Aufwärtsdrang hier lebt, so daß etwa im Betriebe der „Knorr-Bremse" (der politisch als der „radikalste" gilt) kaum ein einziger Arbeiter nach erledigtem Tagespensum nicht noch für sich selbst arbeitete, forschte, konstruierte, der wird etwas vom schlechthin unbezwingbaren, unsterblichen Arbeitswillen der Stadt gespürt haben; ihn kann er ohne Bedenken als Garantie ihres künftigen Aufstieges hinnehmen.

Das Heilandskreuz.

Von

Hans Franck.

(Nachdruck verboten.)

Als der Baumeister Mathias Engelbrecht von seiner rheinischen Vaterstadt den Auftrag erhielt, an Stelle des kümmerlichen Kirchleins, so ihr aus der Armseligkeit ihrer Väter vorkommen war, ein Münster zu erbauen, das sich höher zum Himmel auftrete, denn alle Gotteshäuser fünf Tagereisen weit in der Runde, da beschloß der Dreiundzweißjährige, den Turm seines Domes nicht in eine Kugel oder einen Knauf, in eine Steinblume oder ein Kreuz auslaufen zu lassen, sondern ihn mit der Gestalt des Heilandes zu krönen. Der Leib dessen, der — Mensch und Gott in Einem — sich aus der Ewigkeit hinaufgesehnt hatte, wollte er zwischen Himmel und Erde zu meilenweit sichtbarem Symbolum aufrichten. Nicht den ans Kreuz Geschlagenen, dessen geschändeter Körper sich unter Schmerzen krümmte, sah er als Krönung seines Werkes, sondern jenen, der im Ueberschwang seiner Liebe das erbarmende Wort gesprochen hatte: „Kommet her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken!" In der Fülle seiner Kraft sollte er dastehen: das Haupt verheißend aufgereckt, die Arme in unermeßlichem Verlangen so sehnsüchtig gebreitet, als wolle er Mensch und Tier, Haus und Acker, Wald und Wiese, Wind und Wolke umfangen und ans Heilandsherz drücken. Wodurch sich freilich, ungewollt, als Krone auch seines Münsterturms ein Kreuz ergab. Aber nicht ein seelenloses Abstraktum, sondern ein beseeltes Konkretum: Das Kreuz eines übermenschlich menschlichen Leibes.

Am Feierabend desselben Tages, da der Grundstein des Münsters mit feierlichem Hammerschlag gelegt wurde, begann Mathias Engelbrecht die Gestalt des erdumarmenden Heilandes in Ueberlebensgröße aus dem Stein herauszumeißeln. Tag für Tag, sieben Jahre lang, das Gleiche: Wenn Meister, Poliere, Gesellen, Lehrlinge und Arbeiter heimgingen, um der Abendruhe zu pflegen, dann schloß Mathias Engelbrecht, der von der ersten bis zur letzten Minute auf dem Bauplatz gestanden hatte, sich in seiner Werkstatt ein und begann die Arbeit an seinem Heilandskreuz. Was der Tag an Beziehungen und Bedrückungen ihm auferlegt hatte — und mancher brachte von Beidem eine ungeheuerliche Bürde —, in dem Augenblick, wo Mathias Engelbrecht allabendlich zu seinem Meißel griff, fiel es mit dem ersten in die Tiefen hinunterdringenden Atemzug von ihm ab. Gibt einmal des Sonntags ruhte er. Da Mathias Engelbrecht an ihm schon des Morgens zu meißeln beginnen konnte, statt wie wochentags erst des Abends, so wurde der Ruhetag der Andern sein schmerzlich herbeigesehnterer, ungeschmälerter Arbeitstag. Sieben Jahre lang. Am Feierabend desselben Tages, da der Bürgermeister der Stadt, der tief unten im Grunde den ersten Schlag getan hatte, in schwindelnder Höhe des Münsterbaues, zum Zeichen der Vollendung, den letzten feierlichen Hammerschlag tat, legte auch Mathias Engelbrecht, von seiner fertigen Heilandsstatue verzückt zurücktretend, den Meißel aus der Hand. Jetzt galt es nur noch, sie auf den Turm hinaufzuwinden und das Werk seiner Werke, das seinen Namen fernsten Zeiten zutragen würde, war vollbracht.

Viel Volks versammelte sich am nächsten Morgen, einem Samstag, auf dem Domplatz. Die einen hielten das Unterfangen des Baumeisters, von den landesüblichen Bräuchen abzuweichen, für Vermessenheit. Die Andern behaupteten: auf der Spitze des Turmes werde die armebreitete Gestalt des Heilandes wie ein Kreuz aussehen und nur wer darum wisse, werde von der Erde aus müssam einen Menschenkörper erkennen können. Die Dritten wandten ein: Wenn das Heilandskreuz in der Höhe wie ein Kreuz aussehen werde, warum der Stadtbaumeister dann nicht bei dem bisherigen Brauch geblieben sei, den Turm des Münsters durch ein wirkliches Kreuz zu krönen. Ohne daß die wartende Menge es gewahrte, verflogen, von zweifelnden und gläubigen, von demütigen und vermessenen Gesprächen getragen, die Stunden. Es war kurz vor Mittag, als der steinerne Heiland aus der Werkstatt des Stadtbaumeisters herbeigeschafft und von dem stärksten Seil, das jemals einer der Anwesenden gesehen hatte, so sorgsam umschnürt worden war, daß Mathias Engelbrecht das Zeichen zum Aufwinden geben konnte. Im gleichen Augenblick, da es geschah, öffnete sich das Tor der Domschule und die dichtgedrängte Menge untermischte sich mit den Kindern der Stadt. Langsam schwebte die Heilandsstatue aufwärts. Wurde zusehends kleiner und kleiner. Plötzlich — sie mochte etwa dreiviertel ihres Weges zurückgelegt haben — brach aus hunderten von Menschenkehlen ein ungeheurer Schrei hervor. Das Seil war gerissen und — unausdenklich! — das Heilandskreuz sauste zur Erde nieder. Da reckte Mathias Engelbrecht seine Rechte zum Himmel auf und sein Mund (riß die Angst um das Leben derer, die so dichtgedrängt standen, daß viele — Männer, Frauen, Kinder — dem Tode nicht entlaufen konnten, das Wort aus seinen Tiefen heraus, gab die Sorge um sein Werk, das beim Aufschlagen auf die Erde zerschellen mußte, ihm den Befehl ein!); sein Menschenmund rief dem fallenden Koloß zu: „Ich gebiete dir: Halt ein!" Und der Stein hielt zu fallen inne. Wie ein großer Vogel mit ausgebreiteten Flügeln in der Luft schwebt — kein Vor oder Rück, kein Auf oder Ab vermögen wir zu sehen, nicht einmal das Zittern der Schwingen, die ihn tragen, ist unseren Augen erkenntlich — so schwebte zu Häupten der Menge das Heilandskreuz zwischen Himmel und Erde.

Nach Augenblicken, in denen die Zeit den Atem verhielt, bedeutete Mathias Engelbrecht den Menschen mit einer Bewegung seiner zuckenden Linken — indes die Rechte noch immer in gebieterischer Starre aufgereckt über ihm stand — daß sie den Domplatz verlassen sollten. Erst als alle ihm gehorcht hatten, wich die Starre aus seiner Rechten und mit bittender Gebärde winkte sie der Statue, daß sie sich auf die Erde senken möge. Langsam schwebte sie nieder. Wenige Schritte vor Mathias Engelbrecht berührten als Erstes die Füße des Heilandskreuzes die Erde. Als es Stand gefaßt hatte, senkte es sich vornüber abwärts. Es war, als wolle es sich vor seinem Schöpfer verneigen. Dabei kam sein Gesicht dem Antlitz des Baumeisters nahe. Da Auge in Auge sah, übermannte es Mathias Engelbrecht. Aufschluchzend, daß jede Fiber seines Leibes durchschüttert wurde, schlang er die Arme um die Brust seines Bildwerkes und küßte es auf den Mund. Lange stand er, die stoßende Brust an die Starre des Steines pressend, ohne daß die Wucht seines Werkes ihn erdrückt hätte.

Als einer der Poliere auf ihn zutrat, da er auf seine Worte nichts erwiderte, seine Schulter anrührte, ihm bedeutete, daß die das Seil ausgebessert hätten und fragte, ob sie das Heilandskreuz zum zweiten Mal auf den Turm winden sollten, nickte Mathias Engelbrecht, ohne den Mund aufzutun, Gewährung. Jetzt ließ er, der beim ersten Mal bei allem selber Hand angelegt hatte, geschehen, was seine Leute für gut erachteten. Zum zweitenmal schwebte der Steinkoloß himmelauf. Die Menge, die sich hinter der Mauer des Domplatzes Kopf an Kopf auf dem Marktplatz drängte, kniete betend nieder. Ohne Fährnis gelangte das Heilandskreuz auf der Spitze des Turmes an. Als es jenen Platz erhalten hatte, der ihm von dem Erbauer des Münsters angewiesen war, ausbreitete, bis in den Jahren, als Turenne in die Pfalz ausbreitete, bis in den Jahren, als Turenne in die Pfalz einfiel — eine französische Kanonenkugel es wieder herunterholte, als Mathias Engelbrecht, der auf dem Domplatz, von Einsamkeit umbrandet, regungslos dagestanden hatte, sein Werk vollendet sah, ging er mitten durch die Menge hin, die sich vor ihm auftat, wie die Wasser vor den Füßen des Moses, der seinem Volk durch das Meer voranschritt.

Tagsüber schloß Mathias Engelbrecht sich in seine Werkstatt ein. Als man ihn am andern Morgen, am Sonntag, da sich die Türen des Münsters zum ersten Gottesdienste öffnen sollten, in feierlichem Zuge von seiner Behausung abholen wollte, daß er den Schlüssel zur Domtür dem Bürgermeister und dieser ihn dem Bischof überreichte, da war er in keinem seiner Gemächer, auch an keinem andern Ort auf der Erde zu finden . . . Die einen sagten: der Teufel, mit dessen Hilfe er das Blendwerk, dem Heilandskreuz Halteinzu gebieten vollbracht hätte, habe ihn während der Nacht geholt. Die andern sprachen: Gott, der ihm die Kraft zu dem Wunder verliehen hätte, habe ihn von der Erde hinweggenommen wie die, die den Tod nicht schmecken und deren Gebeine man niemals findet. Wochenlang wogte um das Ende des Münstererbauers der Kampf der Teufelsgläubigen und der Gottgläubigen hin und her. Bis diese den Sieg errangen.

Derweil ging Mathias Engelbrecht als Bettler durch die deutschen Lande und wußte nicht, wohin er seinen Fuß setzen sollte. Als er einen Monat lang umhergetrirt war, hörte er auf einem Hügel des fränkischen Landes das Glöcklein eines Klosters nach ihm rufen. Er trat vor den Abt und bedeutete ihm ohne Worte, daß er in das Kloster aufgenommen werden wolle. Der Abt fragte ihn nach dem Woher und dem Wieso. Mathias Engelbrecht schwieg. Ob er außer Landes geboren sei und eine andere Sprache rede? forschte der Abt. Mathias sagte ohne Worte: Nein. Ob er stumm sei? Mathias Engelbrecht schüttelte den Kopf mit einer so schmerzlichen Gebärde, daß der Abt begriff, er habe ein Gelübde, und ihn fortan nichts mehr fragte.

So wurde Mathias Engelbrecht als Bruder Namenlos ins Kloster aufgenommen. Alle seine Insassen, außer dem Abt, der das Geheimnis seines Schweigens hütete, als ob es ihm im Beichtstuhl unverraut wäre, glaubten nicht anders, als er sei stumm. Fünfzig Jahre lang, bis er als Dreiundachtzigjähriger mit dem Schrei: „Das Kreuz! Rettet das Kreuz!" niederbrach wie ein Krieger, den eine Kugel zur Erde reißt, tat er im Kloster Dienste. Den Mund hat Mathias Engelbrecht nach jenem Wort, mit dem er in das Gerüder der Welt, das Gott seinem Willen vorbehalten hat, hineingriff, erst am Tor des Todes wieder aufgetan.

Literatur.

Abzüge bei der Einkommensteuer. Alphabetische Zusammenstellung der wichtigsten Abzüge bei der Reichseinkommensteuer-Veranlagung nebst Steuerberechnungen von J. Kleinau, Stadtsekretär und Stadtverordneter in Berlin. Siebente Auflage. Nach dem Reichssteueramt neubearbeitet von Friedrich Strelt, Obersteuersekretär, z. Zt. im Reichsfinanzministerium. Verlag von Franz Vahlen in Berlin W 9, Linkstr. 16.

Eine nach dem Reichssteuerrecht neubearbeitete Auflage der bekannten Zusammenstellung, welche dazu bestimmt ist, die Steuerpflichtigen auf die vielen abzugsfähigen Ausgaben aufmerksam zu machen. Die praktische und übersichtliche Schrift, die auch umfangreiche Tabellen über die Einkommensteuerberechnung enthält, empfiehlt sich durch die wesentlichen Vorteile, die sie bietet, allen Steuerzahlern zur Anschaffung.

Bilder und Klänge aus deutschen Bergwäldern. Herausgegeben von Wilhelm Hochgreve. Verlag Julius Brumby, Goslar (Harz).

Wilhelm Hochgreve hat hier ein ungemein stimmungsvolles, echt deutsches Werk herausgegeben. Den geheimnisvollen Zauber unseres Waldes und unserer Berge, den die besten deutschen Dichter und die größten deutschen Maler zu durchforschen nicht müde werden, hält das Buch in seiner Harmonie fest. Gedichte von Justinus Kerner, Hölderlin, Carl Bulcke, Ricarda Huch, Friedrich Lienhard u. a. werden illustriert durch edle kunstvolle Bilder aus dem Harz und aus Thüringen. Das Gemeinsame von Natur und Kunst ist in diesem reichen Werk ohne Konstruktion betont. M. F.

Die Bücherei der Volkshochschule. Verlag Velhagen und Klasing, Bielefeld, Bd. 13. Die Kunst des Erzählens, Auswahl von Dr. Anna Siemsen. — Bd. 16. Biologische Probleme. Von Dr. Heinz Welten. — Bd. 17. Die Chemie des häuslichen Lebens. Von Prof. H. G. Holle. — Bd. 18. Weltpolitik und Weltwirtschaft im 19. Jahrhundert. Von Carl Brinkmann. — Bd. 19. Die Wunder des Meeres. Von Prof. Enoch Zander.

Die deutsche Jugendbewegung in ihren wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhängen. Von Dr. Theo Herrle. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha.

Zu beziehen durch die
Goethe-Buchhandlung Halle a. S., Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.

wieder versäumt, den letzten Halt für ein Fortspinnen der Fäden zu knüpfen, die ihn mit diesen Menschen verbanden. Nicht einmal ihre Anschrift hatte er. Keine Kunde von dem engeren Kreis ihres Seins.

Vorbei . . . .

Der Berliner D-Zug hastet nordwärts. Durch Dresdens Vorstädte geht er, durch Dörfer, durch Wälder, durch winterlich in Schnee gebettetes Land.

Zwei große, schöne Frauenaugen halten Erkert forschend im Bann. Rings klingt der Leichtsinn, der geile Trubel der Nacht. Frauenstimmen durchkreischen die Bar. Männer trinken und füllen die Kelche voll perlenden Sekt. Schrammel singen auf Zitter und Geige ein lockendes Lied. Und immer wieder schieben und steppen umschlungene Menschen im sinnlichen Tanz . . . .

Fort und fort halten edle stolze Frauenaugen Erkerts Seele strahlend im Bann. Sind mit warmem, gütigem Interesse bei dem, was er ihr innerlich gibt, Skizzen seines bisherigen Lebens sind es, flotte Leichtsinnsbilder — überstrahlt von dem Edelsten, das diesem Menschen bisher war: der Liebe zu dem Muttchen daheim.

Wie draußen durch den Ausschnitt des Wagenfensters die Bilder der Landschaft wechseln, so zaubert die Erinnerung jetzt kaleidoskopartig diese Lebensepisoden Bild an Bild.

Kadettenzeit . . . .

Vater Erkert mit dem Quartaner Kurt nach der Aufnahmeprüfung im Korps. Ringsum die Eltern mit den Zöglingen der Entscheidung über die Zuteilung in die Korpsklassen harrend. Vor ihnen der hohe ritterliche Kommandeur. Nun ein für das Leben unvergeßlicher Moment. Der Kommandeur ruft den kleinen Kurt in die Mitte des großen Saales. Schüttelt ihm lobend die Hand.

„Mein lieber Junge, Du bist der Einzige, der die Aufnahmeprüfung mit Erfolg bestanden hat. In die Klasse aufgenommen werden konnte, in die er angemeldet wurde. Bravo Erkert! Mach' Deinen Eltern und Deinen neuen Vorgesetzten auch weiterhin Freude."

Erkert sieht die Augen des Vaters voll Tränen des Stolzes. Und der väterliche Kuß der Anerkennung und Rührung bleibt ihm als wehmütige unveräußerliche Erinnerung sein Leben lang.

Die erste — noch kindliche — Stufe der militärischen Existenz: Untertertianer des Kadettenhauses Köslin ist erreicht.

Jahre kommen und gehen. Kurt wird Stubenältester und Gefreiter, in Sekunde Groß-Lichterfelder mit den Doppelliziren und dem Seitengewehr. Eins ist und bleibt: Muttchen sieht in ihrem Einzigen den Abgott, ihren Augapfel und Stolz. So daß Liesel, das zehn Monate jüngere Schwesterchen, fast eifersüchtig wird und schmollt: „Immer der Kurt und immer der Kurt. Ja, Muttchen, mich liebst Du wohl gar nichts mehr?" Ach, Liesel war damals noch ein liebes, dummes Ding. Wußte nicht, daß Mutterherzen lieben und sorgen, ohne Unterschied, ohne Abstufung und ohne Unterlaß. Aber das ist wohl immer so im Leben: Mütter verzärteln die Söhne, Väter die Töchter.

Der Vater stirbt. Kurt ist Obersekundaner. Steht inmitten seiner Entwickelung zum Jüngling und Menschen. Dem weichen Jungen, in dem edle Kräfte mit allen Schwächen eines leichten Blutes ringen, fällt eine starke Hemmung: der Respekt, die Angst vor dem Vater. Die allzu große Liebe Muttchens verzeiht — das weiß er — alles. Seiner jugendlichen Unreife wird sie nicht Ansporn, sondern Möglichkeit, sich gehen zu lassen.

Er — sonst der Fleißigsten einer — fängt an, im Eifer zu ermatten. 2 4Stunden Arrest wegen Faulheit ist das erste Resultat dieser Abspannung.

Das nächste unerfreuliche Resultat mangelhaften Fleißes wird ein mäßiges Fähnricherexamen. Es geht eigentlich nur so mit Ach und Krach, daß Kurt hindurchschlüpft und im März die ersehnte Ernennung zum charakterisierten Portepee-Fähnrich in der Hand hält. Immerhin, man ist nun Fähnrich. Kann einen 8 Zentimeter hohen Tressenkragen und ein ellenlanges silbernes Portepee tragen. Stellt etwas dar in der Welt.

Muttchen daheim strahlt vor Stolz. 16½ Jahre ist ihr Junge alt, dabei schon richtiger Soldat und Vorgesetzter. Aber wie sorgt sie sich auch! Immer wieder klingen aus ihren Briefen rührende Ermahnungen und Bitten:

„Jungchen, doch nur keine kalten Füße bekommen! Sofort nasse Strümpfe wechseln! Doch nur nicht kalt trinken, wenn Du erhitzt nach Hause kommst! Wirst Du auch im Kasino satt? Gehst Duch auch bei dem anstrengenden Dienst frühzeitig schlafen?" Jedes ihrer Gedanken lebt und webt mit ihrem Jungchen. O Mutterherz, o Mutterherz!

Die erste Fähnrichswache . . . Muttchen ist expreß aus Zoppot gekommen, um diesen Ehrentag ihres Jungen mit zu erleben. Hat sich ein möbliertes Zimmer direkt gegenüber dem Kasernentor gemietet, das Kurt mit seiner Manipel für 24 Stunden bewachen soll. Strahlend glücklich und stolz ist ihr altes, liebes Gesicht, als ihr Junge den langen Artilleriesäbel „Gewehr auf" das weiße Bandelier um die Schulter, den blinkenden Kugelhelm auf dem Kopf, mit seinen Leuten vor dem Wachtlokal aufzieht. Welch herrlicher Tag für Muttchen! Denn als die Wache nun übernommen, die Posten eingestellt sind, setzt Kurt sich vor dem Wachtlokal auf die Bank an der Straße. Muttchen steckt grad gegenüber ihren Kopf zum Fenster heraus, und beide können sich nun zuwinken und zulachen, ohne die Wachtvorschrift irgendwie zu verletzen. Wachthabender und Wachtleute brauchen an jenem Tage wahrhaftig nicht zu darben. Muttchen schickt Körbe Kaffee und Kuchen, mit warmem Abendbrot, und Frühstück, mit Wein und Bier, Zigarren und Zigaretten zur Wache hinüber. Gewiß hätte sie lieber selbst gehungert, als ihrem Jungchen und seiner Mannschaft nicht die fettesten Bissen in der Stadt aufzustöbern. Nur der Gedanke, daß ihr Liebling nachts alle zwei Stunden die Posten ablösen muß, beeinträchtigt ihr Glück, raubt auch ihr nach diesem aufregenden Tage den Schlaf. —

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210830021/fragment/page=0002